

Dossier

Importbetrieb französische Literatur

Ein Jahrtausend Übersetzungen

FRITZ NIES*

Wagen wir eine Expedition ins Niemandsland unserer Forschungswelt. Die Nicht-erfassung des dabei zu durchmessenden Raums gerade seitens deutscher Kartographen muss Buchmarkt-Kenner verblüffen. War doch die Bundesrepublik des späten 20. Jahrhunderts das nach Titelzahl weltweit führende Land für Literaturübertragung. Und dieser Spitzenrang fiel nicht vom Himmel: Schon im 18. Jahrhundert stammte jeder zweite Titel des deutschen Marktes aus fremden Sprachen,¹ und eine sprichwörtliche „Lust am Übersetzen“ prägte das „Jahrhundert Goethes“². Nach dem Tod jener epochalen Leitgestalt – der wir nicht zufällig den Begriff Weltliteratur verdanken – betonten externe Beobachter weiterhin „kein Land übersetzt so viel wie Deutschland“, in dem sie wahre „Übersetzungsfabriken“ ausmachten.³ Diese Hochkonjunktur deuten neueste französische Forschungen aus starkem kulturellem West-Ost-Gefälle und einer Mangel-lage: Die deutsche Literatur habe sich im 18. Jahrhundert erst in ihrer „Bildungsphase“ befunden, sei noch von „niederm Niveau“ und unfähig gewesen, den Markt selbst ausreichend mit Qualitätsprodukten zu beschicken. Daher rühre auch die damalige Schüchternheit deutscher Übersetzer, die ho-

he Selbsteinschätzung ihrer französischen Kollegen.⁴ Als Zusatzgrund des rechtsrheinischen Nachholbedarfs wird der verheerende Dreißigjährige Krieg des vorangegangenen Jahrhunderts benannt. Es muss hier offenbleiben, wieweit inländischen Altgermanisten oder Frühneuzeitlern eine These zusagt, die das Deutungsmuster der ‘verspäteten Nation’ ausweitet zu dem einer ‘verspäteten Kultur’.

Doch zurück zur Gegenwart: Im weltweiten ‘Ranking’ ist das heutige Frankreich vergleichsweise wenig offen für fremde Literaturerzeugnisse. Dies belegen nicht nur Statistiken der UNESCO. Und es zählt zu den Gemeinplätzen, die Wurzel solch geringer Empfänglichkeit für Geistesprodukte anderer Kulturen im Grand Siècle einer National-literatur zu suchen, deren Modellcharakter im Europa der Folgeepoche lange unbestritten blieb. Französischem Selbstverständnis schien seitdem großzügiges Geben seliger denn Nehmen. War Frankreich also vier Jahrhunderte lang nur Geberland, das anderen von seinem Überfluss abtrat, aber selbst kaum nach literarischer Zufuhr verlangte? Kam der vom Titel dieses Beitrags evozierte Importbetrieb seitdem nie mehr in Schwung? Wie sah es aus vor den um klassische Spit-

* Prof. Dr. (emer.) Fritz Nies, Universität Düsseldorf. Der für DOKUMENTE überarbeitete Beitrag wurde in erster Fassung veröffentlicht in den Giessener Universitätsblättern, Jg. 36, 2003, S. 89–99.

zenprodukte errichteten Zollmauern, wie in den Frühphasen der Nationalliteratur? Stieg das literarische Importvolumen nach den langen Religionskriegen stark an, fiel es im klassischen Jahrhundert und in der Folgezeit ebenso klar ab? Äußerte sich das hohe Selbstwertgefühl französischer Übersetzer erst im 18. Jahrhundert und speziell gegenüber deutschen Zunftgenossen?

Die Literaturwissenschaft Frankreichs scheint zur Beantwortung solcher und verwandter Leitfragen kaum gerüstet. Zum einen gilt ihre Aufmerksamkeit – im gängigen Glauben an eine weit über das 18. Jahrhundert hinausreichende europäische Hegemonie ihrer Nationalliteratur – primär deren Außenwirkung, kaum aber dem, was ihr von jenseits der Grenzen zuwuchs.⁵ Zum anderen richten französische Forscher ihr Augenmerk meist auf eine einzige Epoche oder noch knappere Abschnitte, wenn nicht auf Einzelautoren. So halten sie manches Phänomen vorschnell für zeittypisch und verkennen Zeitenübergreifendes. Bei dem hier gewählten umfassenden Zeitraum brauchen ihre Mikroanalysen Ergänzung durch die Fernsicht von außen – etwa jener teutonischen Romanisten, die sich weniger als hochspezialisierte Experten verstehen denn als forschende Mädchen wenn nicht „für alles“, so doch für vieles.

Starten wir also zum Marathonlauf, mag auch das bibliographische Schuhwerk noch so löchrig sein. Einsatzpunkt des französischen Übersetzungswesens sei die Renaissance, versichert der namhafte Komparatist Yves Chevrel.⁶ Doch der älteste Text seiner Sprache ist zugleich die älteste Übersetzung und entstand ganze sechs Jahrhunderte vorher: die Straßburger Eide, ein zweisprachig gehaltener Vertrag zwischen den Königen Charles le Chauve und Ludwig dem Deutschen. Bei den frühesten in Frankreich verfassten rein volkssprachlichen Handschriften, die erhalten und um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert entstanden sind, handelt es sich um

Übersetzungs-Manuskripte. Und das erste in Französisch gedruckte Buch war im 15. Jahrhundert wieder eine Übersetzung. Solche Daten geben nur einen ersten Eindruck vom Gewicht, das der Übertragung aus anderen Idiomen schon im französischen Sprachraum des Mittelalters zukam. Denn über einen Gutteil der Epoche hin war die Anzahl von Übersetzungen deutlich größer als die jener Werke, die auf keine fremdsprachigen Vorlagen zurückgingen. Nicht von ungefähr ist das Wort „*translater*“ seit dem Cambridge Psalter von 1120 belegt. Hatte doch, wie erwähnt, rege Übersetzungstätigkeit schon zu Jahrhundertbeginn eingesetzt, und bis zum Ende der Epoche sollte sich die Zahl uns bekannter Übertragungen auf mehrere hundert belaufen.

Am Anfang war die Übersetzung

Welche Texte waren es, von denen französische Versionen entstanden? Hier gilt es, Vorurteile auszuräumen. Nicht nur aus deutscher Sicht ist das Klischee verbreitet, vor dem reformatorischen Aufbruch des 16. Jahrhunderts hätten keine volkssprachlichen Bibelfassungen existiert. Die Geschichte der französischen Prosa beginnt indes, Anfang des 12. Jahrhunderts, mit Übersetzungen des Psalters; und bald danach folgten die weiteren Bücher des Alten oder Neuen Testaments oder der gesamten Bibel, ebenso diverser frühchristlicher Standardtexte. Als ebenso falsch erweist sich eine andere gängige Ansicht: Der Kampf des Papsttums gegen heterodoxe Bibelübertragungen habe erst mit der Reformation eingesetzt. Er begann schon Anfang des 13. Jahrhunderts in Metz und Lüttich, mit der Verbrennung von Übersetzungen, die aus dem Umkreis der Waldenser stammten.

Eine weit größere Anzahl von Übertragungen jedoch galt bereits jener nichtchristlichen Antike, deren Überlieferung das christliche Mittelalter nach verbreiteter An-

sicht keinen Raum mehr ließ und die vorgeblich erst durch die Renaissance wiederbelebt werden sollte. Auch diese Einbürgerung antiker Texte setzte bereits um 1140 ein; und ab dem 13. Jahrhundert folgte die einer stattlichen Reihe lateinisch schreibender Autoren, die deutlich über den Schulkanon späterer Zeiten hinausging. Auch manche griechischen Texte wurden Nichtgelehrten zugänglich gemacht, und allein um Aristoteles bemühten sich vier verschiedene Übersetzer. Nur selten wurden allerdings griechische Originale direkt angegangen, die meisten volkssprachlichen Versionen entstanden auf Grundlage lateinischer Transit-Texte. Ähnlich verfahren die Übersetzer einiger Manuskripte aus anderen Sprachen. Sogar zwei Zwischenstadien durchliefen Aristoteles und Äsop (mit allen Folgerisiken potenziert Missverständnisse).

Der weitaus größte Übersetzungseifer galt einem reichlichen hundert lateinischer Texte des Mittelalters selbst. Angesichts des hohen Zeitaufwands für Erstellung und Kopieren von Handschriften wie rudimentärer Verkehrsmittel ging natürlich, aus heutiger Sicht, deren Verbreitung ungemein langsam vonstatten. Es nimmt so nicht wunder, wenn im Normalfall zwischen Entstehung mittellateinischer Originale und ihrer Übertragung Jahrzehnte lagen oder gar ein Jahrhundert und mehr verstrich. Doch es gab Ausnahmen verblüffend rascher Umsetzung, wie die unverzüglich übertragene „*Legenda aurea*“. Einzelne Autoren schoben selbst volkssprachliche Fassungen ihrer lateinischen Originale nach, um deren Leserkreis zu erweitern. Die Fülle von Übertragungen mittellateinischer Texte demonstriert zweierlei: Das seit dem 13. Jahrhundert verstärkte Bemühen, über die Koine der Gelehrten hinaus für deren Wissen ein breites Publikum von Ungelehrten zu erschließen. Aber auch die Schwierigkeiten, denen selbst Angehörige der Gelehrtenwelt beim vollen Verständnis ihrer Standessprache begegneten (was äh-

lich für das ‘Global English’ unserer Tage gelten dürfte). Wurden doch viele Traktate übertragen, deren Inhalt außer Absolventen hoher Schulen kaum jemand verlockt haben kann.

Ihren Beitrag zur lexikalischen Anreicherung der Volkssprache erhoben Übersetzer des Mittelalters noch nicht zum Programm. Doch so wenig Aufhebens sie von ihm machten, so bedeutend dürfte dieser Beitrag gewesen sein. Dafür sprechen zahlreiche Indizien, die allerdings von der historischen Linguistik noch nicht systematisch erfasst wurden.

Die Mittlergilde

Wer gehörte der Mittlergilde an, die französische Sprache und Literatur in ihrer Frühphase so wesentlich bereicherte? Der anfangs hohe Anteil anonymer Übersetzungen nahm im Verlauf von vier Jahrhunderten kontinuierlich ab – ein klares Zeichen wachsenden Selbstbewusstseins. Unter den Übersetzern, von denen wir mehr als den Namen wissen, bildeten natürlich Kleriker die erdrückende Mehrheit. Sie beschränkten sich keineswegs auf religiöse Texte, sondern übertrugen auch Lehrbücher der Kriegs- und Regierungskunst und sonstiges höchst Weltliches. Angehörige diverser Erziehungsberufe und fürstliche Sekretäre formierten ebenfalls nennenswerte Gruppen. Obwohl der großen Mehrzahl von Autoren nur ein einziges Werk zugeordnet werden kann, kamen doch manche auf acht, zehn, gar 15 Titel. Angesichts der langwierigen Handschriften-Erstellung und des Fehlens lexikographischer Hilfen spiegeln solche Zahlen ein imposantes Übersetzerisches Lebenswerk und beachtliche Professionalität. Folgt doch die Produkte Vielbeschäftigter oft innerhalb weniger Jahre aufeinander, und für *Jean de Vignay* etwa scheint der Jahresrhythmus Norm gewesen zu sein. Dazu kommt, dass schon seit dem 12. Jahrhundert unter den Übersetzern eine Reihe von Namen auftaucht, deren Träger

heutzutage auch zu den namhaftesten Dichtern des Zeitalters zählen. Denn in einer Epoche, der die Ideologie einmaligen Schöpfer-tums fremd und freie Umformung von Vor-gefundenem selbstverständlich, ja ein Güte-siegel war, gab es zwischen eher origineller dichterischer Hervorbringung und überset-zender Nachgestaltung weder Wesensunter-schiede noch ein Reputationsgefälle.

Arbeit an der Form

Im Selbstverständnis der Epoche bedeutete Übersetzen primär Arbeit an der Form, und damit bereits Erfüllung ästhetischer Ansprüche. Nicht zufällig betonten Übersetzer als eine ihrer Hauptleistungen wieder und wieder die Überführung des Originals in gebundene Sprache. Was den Leistungsanteil betrifft, der in semantischer Umsetzung fremder Texte liegt, soll (einem verbreiteten Klischee zufolge) theoretische Reflexion erst mit der Renaissance eingesetzt haben. Doch viele Einzelstellen zeigen, dass einschlägige Gedanken dem Mittelalter durchaus vertraut waren. In einer Zeit, der die Glaubwürdigkeit von Geschriebenem als hohes Gut galt, mündlich Tradiertes dagegen schnell in die Nähe von Unwahrheit rückte, bedeutete Übersetztsein eines Textes Beglaubigung seines Wahrheitsgehalts, basierte er doch auf einer der kostbaren schriftlichen Vorlagen. Entsprechend galt die Hauptsorge vieler Übersetzer der Zusicherung größtmöglicher Originaltreue. Dass diese nur schwer mit den Zwängen der Verdichtung in Einklang zu bringen war, wurde indes keineswegs übersehen. Dennoch gab es Stimmen, die zumindest bei Texten vorchristlicher Herkunft ein Kleben am Originalwortlaut für unpassend hielten und bereits freiere, sinngemäße Übertragung forderten. Neben solchen bis heute fortwirkenden Ansätzen von Übersetzungstheorie existierten schon Frühformen der Kritik, vor allem an Vorgänger-Produkten.

Was die Meriten ihres Tuns angeht, betonten Übersetzer der Epoche gerne dessen Mühsal und das unabdingbare Arbeitsethos. Einen Gutteil ihres Selbstwertgefühls dürften sie jedoch dem Rang ihrer Auftraggeber verdankt haben, mit denen Bilddokumente sie in persönlichem Umgang zeigen: Kirchenfürsten und weltliche Herrscher, nicht zuletzt Damen des Adels und Hochadels. Als Adressaten übersetzter Texte wurden natürlich pauschal die des Lateinischen unkundigen Laien genannt, vor allem aber Nonnen und vornehme Damen. Was den Wirkungsradius volkssprachlicher Fassungen angeht, gibt die Anzahl bekannter Handschriften erste Anhaltspunkte: Hier brachten es manche Übertragungen auf stolze zwei oder gar drei Dutzend Exemplare. Und bekanntlich beschränkte sich der Rezipientenzirkel jeder Handschrift nicht auf einzelne Leser, wurde doch aus ihr oft in größerem Kreis vorgetragen.

Kommen wir zum 16. Jahrhundert:⁷ Die Gesamtzahl der Übersetzungen stieg nun – grob geschätzt – auf reichlich eineinhalb Tausend, das heißt ein Mehrfaches dessen, was in sämtlichen Jahrhunderten des Mittelalters entstanden war. Was die Herkunft der eingebürgerten Originale betrifft, ist gegenüber dem Mittelalter eine Schwerpunktverschiebung unverkennbar. Doch falsch wäre es, Renaissance-Klischees folgend zu glauben, die Übersetzer hätten sich radikal von den volkssprachlich längst greifbaren Schlüsseltexten der christlichen Tradition abgewandt, um sich voll der Wiederbelebung einer sinnenfrohen-heidnischen Antike zu widmen. In dieser Epoche erbitterten Streitens um den Sinn des Gottesworts mühte man sich wieder und wieder um verbesserte Anverwandlung der Heiligen Schrift und der Kirchenväter; und nicht zufällig gehört die Mehrzahl solcher Übertragungen in jene zweite Jahrhunderthälfte, in der die Religionskriege vier Jahrzehnte lang das Land spalten sollten. Offenbar fiel gerade Übersetzern eine doppelte Schlüsselrolle zu: einmal

im Theologenstreit um das rechte Verständnis der göttlichen Offenbarung wie der frühchristlichen Autoritäten, zum anderen beim Bemühen der streitenden Experten, jene breiten Schichten von Gläubigen zu gewinnen, denen die alten Sprachen verschlossen blieben. Kaum verwunderlich ist so, dass nicht wenige Übersetzer erneut zum Opfer von Zensur und Verfolgung wurden.

Die große Mehrzahl der Übertragungen allerdings diente nun – erwartbar – weiterer Anreicherung des volkssprachlichen Vorrats an Texten der nichtchristlichen Antike. Nichts könnte deutlicher machen, dass humanistische Gelehrte ihren Willen zur Wiedergeburt jener Hochkultur nicht auf den eigenen Zirkel beschränkt sehen wollten. Verwundern mögen, aus deutscher Sicht, die Anteile beider antiker Leitkulturen. Pflgte doch unser langlebiger (gern politisch-ideologisch ausgeschlachteter) Griechenkult späterer Zeit das geistige Erbe Griechenlands zu beanspruchen, Frankreich dagegen in einer – meist abschätzig bewerteten – Romnachfolge zu sehen. Das Übergewicht der Herkunftssprache Latein verschwindet jedoch schnell, zieht man französische Einbürgerungen von Texten nachantiken und christlichen Ursprungs ab. Falsch wäre allerdings zu meinen, Folge der erhöhten Griechenbegeisterung sei gewesen, dass sämtliche Übertragungen von Texten dieser Sprache nun direkt erfolgten. Übersetzungen aus dem Gelehrtenlatein hatten, mit rund einem Fünftel, weiter einen stattlichen Anteil am Gesamtaufkommen; und manche jener Titel zeigen, wie wenig noch immer das gesamte Gelehrtenmilieu seine gängige Verkehrssprache beherrschte.

Doch vor Abhandlungen dieses Milieus schoben sich nun, mit weit über einem Viertel aller Publikationen, Übertragungen aus jenen Volkssprachen, deren Produkte fortan mit den antiken Vorbildern in offenen Wettbewerb treten sollten: vor allem aus dem Italienischen, auch dem Spanischen, aber selten nur aus nichtromanischen Sprachen. Aus-

richtung an der literarischen Aktualität blieb weiter die Ausnahme. Doch Dutzende von Texten wurden schon wenige Jahre nach Erscheinen des Originals übertragen, einzelne sogar noch im selben Jahr.

Steigende Wertschätzung des Übersetzens

Das Übersetzen war nun ein wichtiger Bestandteil jener Ideologie gezielter Bereicherung, die dem eigenen Idiom Konkurrenzfähigkeit mit den hochentwickelten antiken Sprachen sichern sollte. Poetiken der Epoche gestanden diesem Thema breiten Raum zu. *Sebillet* erhob die Übersetzung gar zur Würde eines selbständigen und hochgeschätzten literarischen Genres. Manche Theoretiker zwar sprachen dem Original einen prinzipiell höheren Status zu als dessen Nachschöpfung. Doch findet sich schon die Ansicht, jede gute Übersetzung sei mehr wert als eine „mauvece invancion“. Ein Gewährsmann hielt gar die Herstellung volkssprachlicher Fassungen für die beste Art, sich „der Nachwelt zu empfehlen“. Durch all diese Argumente wurde das im Mittelalter gewachsene Selbstwertgefühl der Zunft weiter untermauert.

Wie war faktisch deren soziales Profil beschaffen? Soweit wir Geburtsdaten kennen, lag das mittlere Einstiegsalter um die Mitte der Dreißiger, angesichts damaliger Lebenserwartung also in den reifen Mannesjahren. Übersetzen galt demnach mitnichten als bloße Fingerübung für spätere literarische Eigenproduktion. Kleriker bildeten weiterhin, wenn auch nicht so dominant wie im Mittelalter, die stärkste Fraktion. Weltliche Absolventen Hoher Schulen und Vertreter des Kleinadels schoben sich nun, neben den zuvor aktiven Gruppen, in den Vordergrund. Auch deren Status als Mitglieder der Bildungs- und Gesellschaftselite dürfte auf die Wertschätzung ihres übersetzerischen Tuns stark abgefärbt haben.

Hinsichtlich der zum jeweiligen Lebenswerk gehörenden Titelzahl verstärkt sich der Trend zur Professionalität. Die Gruppe der Einmal-Übersetzer schrumpft auf ein Drittel, die Titelzahl pro Übersetzer steigt. Gegenüber dem Mittelalter verdoppelt sie sich bei den Spitzenreitern auf 30 Titel und mehr. Solche Größenordnungen würden, am Rand bemerkt, selbst heutzutage für vollbeschäftigte Spezialisten ein stattliches Œuvre darstellen. All dies hatte zur Folge, dass sich die Arbeitsgeschwindigkeit deutlich steigerte. Vieltausendfach publizierten Übersetzer mehrere Übertragungen innerhalb von zwei Jahren oder sogar eines einzigen Jahres. Nicht wenige kamen auf drei, vier, gar fünf Titel pro Jahr. Unnötig zu betonen, dass sich für solche Leistungen auch heute Berufsübersetzer, mit all ihren modernen Hilfsmitteln, keineswegs verstecken müssten. Auf mehrere Titel im Jahresverlauf brachte man es vor allem während der Übersetzungsschwemme, die mit den 1540er und 1550er Jahren einsetzte. Dies lässt vermuten, ein Grund für die stark beschleunigte Arbeitsweise liege in der extrem verstärkten Nachfrage. Dafür waren nun – wenngleich fürstliche Mäzene weiter aktiv blieben – vor allem Verleger und Buchhändler als neuer, gewinnfixierter Typ von Auftraggebern verantwortlich, deren Reservoir sprachkundiger Mittler sich offenbar nicht konjunkturgerecht vergrößern ließ. Was läge näher, als dass Dutzende von Übersetzern unter solch neuem Zeitdruck den Ausweg fanden, bei ein und demselben Titel die Last mit Kollegen zu teilen? Vorerst muss offenbleiben, wie sich Zeitmangel und Arbeitsteilung auf Qualität wie Homogenität der Texte auswirkten. Auffällig ist ein weiteres Phänomen: Mit dem 16. Jahrhundert beginnt in Frankreich die Blütezeit mehrsprachiger Wörterbücher. Wieweit deren Entstehung und ständige Verbesserung zu tun hat mit erhöhtem Bedarf von Übersetzern an Hilfsinstrumenten, würde nähere Prüfung lohnen.

Öffnung zu fremden Kulturen

Der Lebensraum einer stattlichen Gruppe von Literaturmittlern lag nun jenseits der französischen Grenzen. Nicht selten war ein Exil im Kontext der Religionswirren der Grund. Doch ganz allgemein wuchs, im Vergleich zum Mittelalter, der Drang zu Aufenthalt in fremden Sprach- und Kulturräumen. Dutzendfach hieß das Zielland Italien, aus dem nicht selten die übertragenen Originale stammten. Fast zwei Drittel aller Übersetzer spezialisierten sich auf eine Ausgangssprache; die übrigen brachten es auf bis zu drei Idiome. Ob daran ein Mehr an Marktkonformität, Professionalität oder Dilettantentum ablesbar ist, wäre zu prüfen. Unverändert hoch blieb der Anteil, den noch heute berühmte Poeten und Literaten an der Einbürgerung fremder Texte hatten.

Was die Leserschaft eingebürgerter Werke angeht, ist sie bei der vervielfachten Zielgruppe gedruckter Bücher natürlich schwerer zu bestimmen als für Handschriften- Unikate des Mittelalters. Hinsichtlich der Breitenwirkung mögen ein paar Hinweise genügen: Nicht wenige Übersetzungen wurden mehrfach oder vielfach nachgedruckt. Manche brachten es in wenigen Jahrzehnten auf acht oder zwölf, *Le Maçons* „Decameron“-Fassung gar auf 16 Auflagen. Anschaulicher gesagt: Sie waren ungleich beliebter als die originalsprachlichen Hauptwerke von Zeitgenossen wie *Du Bellay* oder *Montaigne*. Übertragungen *Amyots* von „*Daphnis et Chloé*“ und *Plutarchs* „*Vie des hommes illustres*“ wieder zeigten sich erstaunlich zeitresistent: Über das 19. Jahrhundert hinweg bis zur Mitte des 20. dienten sie wieder und wieder als Basis von Neueditionen angesehener Publikumsverlage – ein Phänomen, für das Parallelen im deutschsprachigen Raum undenkbar wären. Ziehen wir eine Zwischenbilanz: Das Zeitalter verstärkten Strebens nach nationaler Identität führte keineswegs zu literarischer Abschottung vor äußeren Einflüssen. Es lebte vielmehr vom Willen zur Bereicherung

auch der Nichtgelehrten an allem, was Antike, europäisches Mittelalter und zeitgenössische Nachbarkulturen an Werten zu bieten hatten, und die Garanten jener Bereicherung standen in hohem Ansehen.

Prüfstein Übersetzung

Prüfen wir nun, ob im nationalstolzen Grand Siècle die Zufuhr fremder Literatur und, als Folge daraus, die Wertschätzung ihrer Importeure abfiel.⁸ In der Tat legen Schätzungen den Schluss nahe, dass die Gesamtzahl übersetzter Titel gegenüber dem 16. Jahrhundert deutlich abnahm, aber weit davon entfernt war, bis zur Unerheblichkeit zu schrumpfen. Auf diesem Hintergrund konnten sich Urheber französischer Versionen – wohl mit Blick auf das vorangegangene Jahrhundert – nun entrüsten distanzieren von schludrigen Schnellprodukten. Zwar heißt es in Sorels „Francion“ pauschal, das Übersetzen sei „chose très servile“. Diese Verachtung, die offenbar Lohnarbeiten gilt, fällt allerdings kaum ins Gewicht angesichts vieler positiver Wertungen, die keineswegs in der Rubrik übersetzerisches Eigenlob zu verbuchen sind. Eine von *Vaugelas* stammende Neufassung des „*Quintus Curtius*“ sei dem Original mehr als ebenbürtig, verkündet so *Widerhold* 1675. Er markiert damit einen Quantensprung der Bewertungsgeschichte; denn die Höherrangigkeit der französischen Fassung wird nicht mehr, wie im 16. Jahrhundert, im Vergleich zu einem schlechten Original konstatiert, sondern gegenüber einem angesehenen Vertreter jener Antike, die noch unlängst als unerreichbares Ideal galt. Damit avancieren Übersetzungen zum Prüfstein, der die Überbietung einstiger Vorbilder zweifelsfrei nachweisbar macht.

Im Frankreich *Ludwigs XIV.*, das den Vorrang vor dem antiken Rom anstrebte, gingen Übersetzungen aus dem Griechischen auffallend zurück, der Löwenanteil fiel nun an Autoren der römischen Antike. Nicht von unge-

fähr wurde in dominanten Bildungskonzepten für die Gesellschaftseliten (Oratorianer, Jesuiten, Port-Royal) dem Übersetzen, und zwar speziell von Werken der Römer, hoher Rang eingeräumt, obwohl ja jene Konzepte christlicher Motivation entsprangen. Dennoch galt fast die Hälfte aller Übertragungen eines Zeitraums, den die jansenistische Bewegung ebenso stark prägte wie der Widerruf des Edikts von Nantes, weiter Texten mit religiöser Thematik. Dazu passt, dass wieder ein höherer Teil des Gesamtaufkommens auf übersetzende Kleriker entfiel als im 16. Jahrhundert. Unter ihnen bildeten Jesuiten – eine der beiden führenden Gruppen im Jansenismusstreit – die stärkste Fraktion. Ein deutlicher Schwund gegenüber dem 16. Jahrhundert fällt bei Übersetzungen aus dem Gelehrtenlatein ins Auge. Zu prüfen wäre, ob jener Schrumpfungsprozess daraus folgt, dass nun Gelehrte – nach dem Beispiel von *Descartes* – verstärkt direkt in der Volkssprache publizierten, um die neue mondäne Gesellschaftselite der ‘*Honnêtes Gens*’ (nicht zuletzt deren weibliche Mitglieder) zu erreichen.

Annähernd gleich bleibt der Anteil von Texten nachantiker Volkssprachen. Die Orientierung übersetzerischer Vorhaben an der literarischen Aktualität allerdings war, wie bei der zeittypischen Romfixiertheit erwartbar, schwächer als im vorangegangenen Jahrhundert. Auch dessen sprachpolitisches Argument kam außer Gebrauch, literarische Importe trügen bei zur Bereicherung des eigenen Idioms. War man doch zunehmend überzeugt, dieses habe nun einen Stand der Vollkommenheit erreicht. Der Wunsch, ihn festzuschreiben, führte zur wohlbekannten Haltung strikten Neologismenverbots. Doch gegen die herrschende Ideologie verteidigten Übersetzungsexperten ihr altes Vorrecht zumindest in Teilbereichen. Wussten sie doch, dass beim Einbürgern fremder Texte eine Nutzung entlehnter und neuer Ausdrücke unverzichtbar bleibt. Wie wenig sie sich da-

ran hindern ließen, beweist eine stattliche Zahl von Vordatierungen gegenüber den Wörterbuch-Erstbelegen. Warnungen beschränkten sich auf übertriebenen Gebrauch von Modewörtern der „Gens de la Cour & du grand Monde“, da solche Vokabeln bald wieder veraltet und unverständlich sein könnten.

Die Einsicht, allzu modische Sprachgebung könne das Veralten einer Übersetzung auslösen, gehört zu den Indizien für ein seit den 1660er Jahren verbreitetes Bewusstsein: Übersetzungen seien einem Alterungsprozess unterworfen, bedürften daher stetiger Erneuerung. Dieses Handicap wurde jedoch sofort ins Positive gewendet und zum Privileg erklärt: Einzig die Übersetzung könne laufend dem Zeitgeschmack angepasst werden und Spitzenwerke über die Jahrhunderte hinweg erhalten. Vieldutzendfach versprachen folglich Titel, vor allem der 'klassischen' Periode, eine „traduction nouvelle“ oder verwiesen mit ähnlichen Formeln auf ihren Neuheitswert. Sie galten vorwiegend antiken Autoren, aber auch Schlüsseltexten der christlichen Tradition oder der italienischen Renaissance.

Das vielstrapazierte Bild vom Zeitalter der 'Belles Infidèles' wird meist ausschließlich als Kritik an fehlender Originaltreue gedeutet. Eine solch einseitige Sicht unterschlägt das schon im Mittelalter wohlvertraute Dilemma, dass absolute Worttreue Häßlichkeit gebiert, ebenso wie den nun deutlich gestiegenen ästhetischen Ehrgeiz übersetzerischen Wirkens. Er ist an einer Fülle von Symptomen ablesbar. Zu ihnen gehört, dass zahlreiche Buchtitel – wieder verstärkt in der zweiten Jahrhunderthälfte – stolz eine Übersetzung in Versen ankündigten, selbst von religiösen Prosatexten oder dem Schelmenroman „Lazarillo de Tormes“. Schon diese Betonung der anspruchsvollen Versform signalisierte, wie einst im Mittelalter, Zugehörigkeit zum engeren Bezirk der Dichtung. Aufgrund der „beauté de ces chefs-d'œuvre“ wurden die Übertragungen eben jenes Perrot d'Ablancourt

als modellhaft gerühmt, die später als Prototyp der 'Belles Infidèles' in Verruf gerieten. Ein wiederholt gebrauchtes Schlüsselwort ästhetisierender Bewertung war „traduire élégamment“. Andere Forderungen entsprachen Stilidealen jener die Jahrhunderthälfte dominierenden Ästhetik, die gleichermaßen Richtschnur originär französischer Texte waren: „grâce“ und „naturel“, „finesse“ und „clarté“, Vermeidung von „obscurité“ und „amplification“. Typisch klassische, auf Maß und Mäßigung zielende Ideale spiegelten sich auch in Stellungnahmen zum überzeitlichen Dilemma allen Übersetzens: wie man größtmögliche Treue wahren und doch sklavischen Nachvollzug des Originalwortlauts vermeiden könne. Verdammte werden hier „excès“ und „extremitez“, empfohlen „un milieu judicieux“. Das wurde zum Freibrief für teils schon im Titel angepriesene Retuschen und Schnitte – aus Gründen der Moral wie der herrschenden Ästhetik. All dies besagte zweierlei: Übersetzen bedeutet zum einen, ohne Abstriche, Schaffen von Schöner Literatur; zum andern kann, darf, ja soll man Originale verbessern und überbieten. Da ein Gutteil jener Originale der Antike entstammte, schlugen sich geschickte Übersetzer in der legendären Querelle des Anciens et des Modernes also auf Seiten der 'Modernes'. Sie nutzten jene das Jahrhundertende überdauernde Grundsatzdebatte der letzten Jahrzehnte, um die Schlüsselrolle des eigenen Tuns im Epochen-Wettstreit ins rechte Licht zu rücken.

Ein königliches Amt

Die hier durchscheinende stolze Selbstgewissheit nährte sich noch aus weiteren Wurzeln. Schon 1651 war „La guerre des Suisses, traduite du premier livre des Commentaires de Jule Cesar par Louis Dieudonné, roi de France“ erschienen. Daran ist in unserem Kontext nebensächlich, dass Übersetzen zum Erziehungsplan des jungen Königs ge-

hörte, oder welchen Anteil er faktisch an der Druckfassung hatte, oder dass er sich in Texte eines Feldherrn und Eroberers vertiefte, der längst Vorbild aller europäischen Herrscher war. Vielsagender scheint, dass man die Resultate seines Bemühens den Untertanen wie Europas Eliten vor Augen stellte als Hervorbringung, die des künftigen Sonnenkönigs würdig war. Wenig erstaunlich wirkt so, wenn die meisten Spitzenautoren seiner Zeit ihrem übersetzenden Jungmonarchen nachstrebten. Nicht zu überschätzen für den Ansehenszuwachs übersetzerischen Wirkens war schließlich jene Académie française, die sich schnell als Urteilsinstanz für Fragen der Sprachpflege wie der literarischen Wertung etablierte: Einer der ersten Vorträge bei den Wochentreffen jenes erlauchten Kreises war dem Übersetzen gewidmet. Und bis zum Jahrhundertende taten sich über 40 Akademiemitglieder als Übersetzer hervor, manche zählten sogar zu den seltenen Vielübersetzern der Epoche. Symptomatisch für die hohe Bewertung ihrer Tätigkeit ist, dass sie und andere in Richelets „Dictionnaire“ nicht als dienende Mittler, sondern als stolze Autoren firmierten und die durch sie Eingebürgerten in den zweiten Rang verdrängten.

Das mittlere Lebensalter beim Veröffentlichlichen der Erstübersetzung lag nun ein rundes Jahrzehnt höher als in der vorangegangenen Epoche – eine auffallende Parallele zu der von Escarpit konstatierten Überalterung der klassischen Autorengeneration.⁹ Andererseits fällt der Durchschnitt zum Lebenswerk eines Übersetzers gehörender Titel gegenüber dem 16. Jahrhundert deutlich ab. Das verbreitete Sichbegnügen mit einem, maximal zwei übertragenen Titeln mag teils aus dem erwähnten Spätstart folgen, teils aus dem Niederschlag des klassischen Postulats sorgsamer Durchstilisierung, schließlich dem zunehmend wichtigen Honnêteté-Ideal. Galt doch den ‘Honnêtes Gens’ als erstrebenswert, von mancherlei etwas zu verste-

hen, Professionalität aber als verächtliches Pedantentum. Dieser Trend zur dilettierenden Einmalübersetzung – trotz verbesserter lexikographischer Hilfsmittel – scheint standesneutral gewesen zu sein.

Was den Buchmarkterfolg angeht, erzielten Dutzende übersetzter Titel Mehrfachauflagen. Die 14 000 Exemplare von *Lemaistre de Sacy*s „Hymnen“-Version waren nach nur 14 Monaten vergriffen. Übertragungen etwa *Ariosts* oder *Quevedos* entfalteten beträchtliche Breitenwirkung über die Billigbändchen der „Bibliothèque bleue“, nisteten sich also im Boden der so genannten Volkskultur ein. Doch weit höher als Verkaufsrekorde ist der Ertrag des Übersetzergeschäfts für die Geistesgeschichte der Epoche anzusetzen. Die Wirkmacht, die etwa französische Fassungen der Schriften *Leonardo da Vincis* oder *Galileis* für die Wissenschaft, die von *Graciáns* „Homme de Cour“ für das Menschenbild der Hochklassik besaßen, lässt sich nur erahnen. Nicht von ungefähr entwickelte die mächtige Bewegung von Port-Royal ein eigenes Übersetzungskonzept. Die große ästhetisch-ideologische ‘Querelle des Anciens et des Modernes’ in der hochklassischen Periode schließlich wäre undenkbar ohne die Übersetzungen von *Boileau* und *Madame Dacier*. Bilanzieren wir: Unabhängig von der Titelmenge waren Ansehen und Selbstwertgefühl der Übersetzer so hoch wie nie zuvor. Das Grand Siècle endete mitnichten an der Sprachgrenze; es wurde vielmehr zu einem großen Zeitalter auch der französischen Übersetzungsgeschichte.

Trotz Hegemonie florierender Import

Wie präsentiert sich diese französische Übersetzungsgeschichte in jenem 18. Jahrhundert, von dem lange europaweit ein kultureller Hegemonieanspruch Frankreichs akzeptiert wurde, den die vorangegangene Blütezeit begründet hatte?¹⁰ Entgegen der ein-

gangs erwähnten These florierte der literarische Importbetrieb prächtiger denn je. Die Frequenzkurve übersetzter Titel stieg (nach mäßigen Anfängen) in der zweiten Jahrhunderthälfte sprunghaft an und erreichte im vorrevolutionären Jahrzehnt ein nie dagewesenes Maximum. Dazu kam, im Vergleich zum Grand Siècle, ein neuartiges Phänomen: Die große Mehrzahl aller in diesem Halbjahrhundert übersetzten Originale stammte aus dem 18. Jahrhundert selbst und spiegelt damit ein auffallendes Bestreben, gerade gegenwartsnahe Stimmen des Auslands vernehmbar zu machen.

Genauer zu prüfen bleibt, wie eng solche damals beispiellose Offenheit und Aktualitätsnähe zusammenhing mit den politischen, sozialen, ideologischen Umwälzungen, die in den Folgedekaden das Land und dann ganz Europa erschüttern sollten. Denn nicht nur der Anteil von Übersetzungen aus den alten Sprachen schrumpfte um die Hälfte. Auch solche aus dem Italienischen und Spanischen – im 17. Jahrhundert unter den nachantiken Volkssprachen noch führend – fielen zurück. An deren Stelle rückte nun vor allem das Englische, in der zweiten Jahrhunderthälfte gefolgt vom Deutschen, mit zusammen über der Hälfte aller übertragenen Titel. Eben diese beiden großen Sprachräume und Kulturkreise aber bildeten (im Hinblick auf religiöse, politische, wirtschaftliche Organisation) krasse Gegenmodelle zur französischen Gesellschaftsordnung, und deren Bekanntwerden beraubte diese ihrer unanfechtbaren Geltung. Nicht zufällig traten die namhaftesten Aufklärer als Übersetzer aus den nun führenden Ausgangssprachen hervor: *Holbach*, *Meister* und *La Mettrie*, *Diderot*, *Voltaire*, *Rousseau* und *Formey* – ebenso wie Dutzende von Protagonisten der Revolutionsjahre. Allein die Zahl jener Übersetzungen, deren Titel Wissensgewinn über England und sein schnell wachsendes Kolonialreich versprach, erreichte eine dreistellige Höhe. In diesem Kontext ist gewiss nicht be-

langlos, wenn von den Übersetzungen aus dem Englischen und Deutschen ein weit höherer Anteil jenseits der französischen Staatsgrenzen erschien als etwa bei Übertragungen aus den alten Sprachen. Grund dafür mag oft gewesen sein, dass es sich um brisante geistige Konterbande handelte, deren innerfranzösische Publikation zu gewagt schien.

Selbstwert der Übersetzung

Die Gewissheit ihrer aufklärerischen Schlüsselrolle dürfte das Selbstwertgefühl der betreffenden Übersetzer beträchtlich gesteigert haben. Weit augenfälliger noch wird die hohe Wertschätzung und Faszinationskraft von Übersetzungen durch ein Phänomen, das – zumindest als Massenerscheinung – typisch war für das 18. Jahrhundert: Die Zahl französischer Originale, die als Übersetzung aus existenten oder erfundenen Sprachen firmierten, hat eine dreistellige Größenordnung. Und bei weitem nicht immer verbarg sich unter solcher Etikettierung, wie in den „Lettres Persanes“, eine gesellschaftskritische Absicht. Oft war es pure Spekulation auf die Beliebtheit all dessen, was von jenseits der französischen Sprachgrenzen zu kommen schien.

Diese Popularität spiegelt sich auch darin, dass zwischen einem Drittel und der Hälfte echter oder vorgeblicher Übersetzungen aus neueren Sprachen die Nennung eines Autor- oder Übersetzernamens auf dem Titelblatt für überflüssig hielt. Um Leser anzulocken, setzte man also häufig nicht auf die Qualitätsgarantie bekannter Schriftstellernamen, sondern einzig auf den Titel und die in ihm enthaltene Verheißung „traduit de l'anglais“ oder „de l'allemand“. Unnötig zu betonen, dass auf solchem Nährboden die Spielarten der selbstbewussten „traduction libre“ und überbietenden „imitation“, der stark überformenden Anpassung an den eigenen Nationalgeschmack, vor allem im Bereich

der Belletristik gediehen. Diese Praxis hatte sich ja bereits im Grand Siècle weithin durchgesetzt und war dort in Para- und Metatexten begründet worden. Doch damals kam es noch selten vor, dass die Freiheit des Übertragungsmodus vom Titelblatt apodiktisch als Qualitätsmerkmal angepriesen wurde, wie dies nun in einigen hundert Fällen geschah. Neben all den erwähnten Faktoren trieb ein Anspruch, den keines der früheren Jahrhunderte anzumelden gewagt hätte, die Selbsteinschätzung der Übersetzerzunft auf einen auch künftig unüberbietbaren Gipfelpunkt. Im Vorwort seiner Haller-Übersetzung von 1772 betonte etwa *Seigneux de Correvon* „heureusement la langue française est devenue presque universelle, en sorte qu'un ouvrage rendu en français se trouve à l'usage de l'Europe entière, & pour ainsi dire de tous les hommes“.

Neue Berührungängste

Unterbrechen wir damit unsere neun Jahrhunderte umfassende Bewegungsstudie im Zeitraffer. Kehren wir zurück zu den Ausgangsfragen: Es hat sich gezeigt, dass die Wurzeln für das mäßige Interesse des heutigen Frankreich an der Literaturproduktion fremder Sprachräume, für seine literarische Selbstgenügsamkeit nicht hinabreichen in die Tiefen seiner tausendjährigen Geschichte. Sie sind in den letzten beiden Jahrhunderten und einer Berührungangst zu suchen, die wohl in einer Serie außenpolitischer Katastrophen gründet. Eine nennenswerte Übersetzertätigkeit begann auch keineswegs erst mit der Renaissance. Ebensowenig nahm sie durch die Religionskriege ab oder wuchs nach ihnen an, weil ein Nachholbedarf zu befriedigen gewesen wäre. Sie kam auch nicht zum Erliegen in jenem Grand Siècle, das nach französischer Selbstdeutung die Blütezeit einer Nationalliteratur brachte, die von anderen nichts mehr zu lernen hatte. Und das literarische Importvolumen ver-

zeichnete einen imposanten Zuwachs gerade in jener Folgeepoche, in der ganz Europa das französische Selbstbild lange übernehmen sollte.

Das hohe Selbstwertgefühl französischer Übersetzer schließlich war nicht nur unabhängig vom Wissen um die Existenz armer Verwandter jenseits des Rheins. Es entstand auch mitnichten erst im Aufklärungszeitalter, sondern war das Produkt einer vielhundertjährigen Entwicklung. Dieser Prozess gipfelte im klassischen Jahrhundert im unverhüllten Anspruch auf Verbesserung und Überbietung jedweden Originals. Es war ein Anrecht, das man herleitete aus einer allgemeinen kulturellen Führungsrolle, für die das 18. Jahrhundert nur weitere Begründungen beisteuerte. Alles in allem arbeitete also der altbewährte Importbetrieb französische Literatur, was seine Spediteure und Kunden anlangt, überraschend rentabel.

Demgemäß zeichnet sich, bis zum heutigen Tag, ein klares West-Ost-Gefälle im Selbstgefühl von Übersetzern ab. Hierzulande lassen sie sich anstandslos als „Stiefkinder der Literatur“ oder gar „die ärmsten aller Schweine“ einstufen,¹¹ obwohl ihnen doch – vom Titelanteil an der Buchproduktion her – eine weit wichtigere Funktion zufällt als ihren westlichen Kollegen. Entsprechend sehen sie sich selbst „im Hamsterrad“ dürftig bezahlter Massenfertigung statt als kunstverständige Veredler fremder Rohstoffe wie der eigenen Literatur.

In Frankreich dagegen scheint noch immer ein Abglanz einstigen Ruhms aufzuleuchten. Illustrieren wir dies durch das Verhalten einer Gruppe, die hierzulande noch hohe gesellschaftliche Reputation genießen soll: die Professoren und Hochschuldozenten. Romanisten des deutschsprachigen Raums zum Beispiel werden nur im Ausnahmefall (meist verschämt) als Übersetzer tätig,¹² seltener noch fühlen sich Kollegen geisteswissenschaftlicher Nachbarfächer zu diesem Mittelamt berufen. Der Prozentsatz

übersetzender französischer Germanisten ist mehr als doppelt so hoch wie der ihrer romanistischen Schwesterdisziplin, und sie verzeichnen diesen Teil ihrer Publikationstätigkeit stolz in Fachrepertorien. Und nicht wenige etablierte Philosophen Frankreichs wie Vertreter anderer Fächer tun es ihnen gleich.

Dies mag hinreichen, um die Verschiedenheit übersetzerischer Praxis wie Wertschätzung beidseits des Rheins aufzuzeigen. Sie gründet in unterschiedlichen Erinnerungskulturen, die genauere Erforschung verdienen. So bleibt zweierlei zu wünschen: In einer Zeit, die weltweite „interkulturelle

Kommunikation“ zum Leitbegriff deklariert hat, möge die kontrastive Erkundung von Übersetzungsgeschichte und Gesetzen transnationaler Rezeption, ihrer historisch gewachsenen Ideologeme und Theorien zum vorrangigen Forschungsziel avancieren. Zum andern möge jene praktische Mittlertätigkeit, der für Belletristik wie Geisteswissenschaft schnell wachsende, künftig vielleicht zentrale Bedeutung zukommt, nicht nur unter Philologen rasch an Ansehen gewinnen. In Frankreich jedenfalls gilt und galt sie seit langem als Leistung, die keineswegs unter der akademischen Würde ist, sondern ein königliches Amt.

-
- 1 Siehe dazu R. Nohr: Von Amberg bis Zweibrücken. In: H.-J. Lüsebrink / R. Reichardt: Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich-Deutschland 1770–1815. Leipzig 1997, S. 361 und die dort Anm. 1 genannte Literatur.
 - 2 Titel einer Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs Marbach 1982.
 - 3 Siehe dazu etwa N. Bachleitner: "Übersetzungsfabriken". Das deutsche Übersetzungswesen in der ersten Hälfte des 19. Jhs. Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 14/1, 1989, S. 1–49.
 - 4 Siehe zu alledem und zum Folgenden Geneviève Roche: Les traductions-relais en Allemagne au XVIII^e siècle, CNRS-Éditions, Paris 2001, S. 63, 67, 73.
 - 5 Dazu Nies: La mer à boire? Conclusion et perspectives. Revue d'Histoire littéraire de la France 97, 1997 [numéro spécial „Les traductions – un patrimoine littéraire?"], S. 449.
 - 6 Belegnachweise zu Chevreul 1988 und zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Im Anfang war das Übersetzen. Zur Interkulturalität der entstehenden französischen Nationalliteratur. Romanistische Zs. für Literaturgeschichte 27, 2003.
 - 7 Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Das Land der Griechen in Italien suchend. Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 111, 2001, S. 249–259.
 - 8 Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: Geschäft des Königs, Dichters, Hungerleiders – Übersetzen im Grand Siècle. Germanisch-Romanische Monatsschrift 53, 2003.
 - 9 Robert Escarpit: Sociologie de la littérature. PUF, Paris 1958.
 - 10 Einzelnachweise zum folgenden Abschnitt siehe Nies: „L'Allemagne a succédé à la gloire de l'Italie". In: A. Dautel / G. Volz (Hg.): Horizons inattendus. Mélanges J.-P. Barbe. Narr, Tübingen 1999; Nies: Versuch am untauglichen Objekt? Enquete zu Übersetzungen und Übersetzen aus dem Italienischen im Frankreich der Lumières. In: A. Bandau u.a. (Hg.): Korrespondenzen. Literarische Imagination und kultureller Dialog in der Romania. Stauffenburg, Tübingen 2000, S. 271–281.
 - 11 Zitate A. Roßmann, „Mannheimer Morgen“ 1979; G. Dotzauer, „Der Tagesspiegel“ 26.1.2001.
 - 12 Siehe dazu Nies: Verschämte Verdeutscher. Hochschulromanisten als Literaturübersetzer. In: R. Baum u. a. (Hg.): Lingua et Traditio. Festschrift für H. H. Christmann. Tübingen 1994, S. 713. – Zum Folgenden siehe Nies (Hg.): Spiel ohne Grenzen? Zum deutsch-französischen Transfer in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Narr, Tübingen 2002, passim.